

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Myllburg hatte unwillkürlich eine Bewegung gemacht, als ob er aufbrechen wollte. Nun blieb er auf seinem Sessel. Aber er saß vornübergebeugt, ohne Gerda anzusehen, und drehte den Säbel zwischen den Handflächen.

Wovon nur zu ihr sprechen? Diese Situation war ja kaum zu ertragen. Und er griff nach irgendeinem Thema. „Haben Sie die neue Sezession schon gesehen, gnädige Frau?“

„Nein, ich war noch nicht da.“

„So — noch nicht — aber vielleicht die Kollektivaussstellung jetzt bei Schulte — von dem Russen, dem — wie heißt er nur gleich?“

Sie verneinte wieder.

„Ich bin nirgends mehr hingekommen.“

Und ihre Hände rollten das Best, das sie hielten, zusammen. Eine Bewegung, in der ihre qualvolle Beklemmung einen Ausweg suchte.

Hierauf wieder das drückende Schweigen und das peinliche Suchen bei ihm nach einem neuen Gesprächsstoff. Aber da setzte er plötzlich mit leisem Klirren den Säbel auf den Teppich.

„Nein — ich kann nicht heucheln vor Ihnen, ich mag nicht! Gerda, nur eine Frage: Ist es wahr, wirklich wahr, daß Sie sich trennen werden von Ihrem Manne?“

Und seine Augen suchten ihren Blick mit einem Ausdruck nicht mehr zu bezwingender Spannung.

Gerda kehrte erbläute läch.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Jemand — ich darf ihn nicht nennen — ja auch ganz gleich — sagen Sie mir nur: Ist es so?“

Sie sah vor ihm, ihre Hände pressten das gerollte Journalheft krampfhaft zusammen. Und dann kam ihre Antwort, aber mit einem so fremden Ton. War sie es wirklich, die das sprach?

„Nein — ein leeres Gerede. An dem nichts ist — nichts!“ Sie sah ihn dabei nicht an. Ihr Blick war starr geradeaus gerichtet, auf das Muster dort an der Tapete, da über dem kleinen Hirschkränchen. So fügte sie nun noch mit fester Stimme hinzu: „Und wenn Sie es wirklich freundschaftlich meinen mit mir, so treten Sie diesem Gerede entgegen — wo Sie ihm auch begegnen.“

Sie sagte es und schwieg.

Einen Moment blieb es lautlos im Zimmer. Dann hörte sie ihn sagen:

„Es soll geschehen.“

Eine Weile saß auch er nun, ohne zu reden. Aber sie

fühlte mit eigenster Qual, was in ihm vorging. Dann sagte er wieder:

„Ich weiß, was Sie wünschen, Gerda, und Sie haben recht: Sie müssen zur Ruh' kommen — ganz zur Ruh'. Sie werden mir nicht wieder begegnen.“

Der Plan, mit dem er im stillen schon seit Wochen umging, wurde zum festen Entschluß in dieser Minute. Und nun, wo er wußte, es gab kein Hoffen mehr für sie und ihn, sie war ihm endgültig verloren — nun kam eine große, klare Ruhe über ihn, die ihn über alle kleinen Bedenken hinweghob, die ihm die Sicherheit ihr gegenüber voll wiedergab. Und er sah sie jetzt an.

„Nur eins müssen Sie mir versprechen, Gerda: sollte einmal die Stunde kommen, wo Sie einen Freund brauchen, einen treu ergebenden Freund, der nichts will als Ihr Bestes — Sie sollen wissen, Sie können auf mich zählen, was es auch sei!“

Auch siekehrte ihm das Antlitz zu. Sie fühlte, wie er es meinte. Da reichte sie ihm die Hand.

„Haben Sie Dank für Ihre Treue.“

Noch einmal beugte er sich über diese liebe Hand, dann richtete er sich kurz auf.

„Sie wollen nun gehen?“

Sie fragte es, und ihre Stimme war tonlos.

Er bejahte stumm, die Lippen einen Moment fest aufeinandergepreßt. Nun griff er nach dem Helm und den Handschuhen auf dem Tischchen neben sich und stand auf.

„Entschuldigen Sie mich bitte bei Ihrer Frau Schwester. Aber ich habe noch einen anderen Besuch zu machen.“

Ein schweigendes Zustimmung bei ihr. Und sie senkte die Lider.

„Also dann —“

Es war, als schwebte ihm noch ein letztes Bebewohl auf den Lippen; aber als sie wieder aufsaß, war er schon an der Tür. Nun schloß sie sich hinter ihm.

Gerda war es, als müsse sie aufspringen, ihn noch einmal zurückrufen. Sie fühlte plötzlich mit hellseherischer Kraft: sie würde ihn nie wiedersehen — nie!

Aber sie regte sich nicht. Nur ihre Hände krampften sich ineinander.

Heinz Kessler trat ans Fenster. Er schob den Vorhang beiseite und öffnete einen Flügel. Ein warmer Sonntag. Fast schon Frühlingsluft. Und tief atmete er den würzigen Hauch ein. Das schlug von Havelsee herüber, Waldluft! Und er sah plötzlich die grünen Havelberge vor sich, den Sonnenglanz auf dem dunkelblauen Wasserspiegel.

Mit einer lebhaften Bewegung drehte er sich da um, ins Zimmer hinein, wo Gerda auf der Chaiselongue ruhte. Wie so oft jetzt. Sie fühlte sich immer so matt. Ihre ganze frühere Frische war dahin.

„Wie wär's, Gerda, wenn wir einmal wieder hinausführen ins Freie? Wir sind eigentlich schon eine ganze Ewigkeit nicht mehr draußen gewesen.“

Die junge Frau schüttelte müde den Kopf.

„Fahr du, Heinz, aber laß mich hier. Mir ist am wohlsten, wenn ich hier still liegen kann.“

Seine eben noch belebte Miene zeigte starke Enttäuschung. Bangsam schloß er wieder das Fenster. Dabei sagte er:

„Dann bist du gewiß auch für heute abend nicht aufgelegt. Wir hatten uns das mal ganz nett gedacht, Frerichs und Güttemanns — es waren alte Bekannte von ihm — mit unseren Frauen zusammen im Kaiserhof zur Nacht zu essen, und nachher noch ein bißchen ins Kabarett zu gehen.“

„Nein, Heinz — sei mir nicht böse, aber ich bin wirklich nicht imstande. Denk an neulich — ich verderbe euch allen Noß das Vergnügen.“

Er erwiderte nichts. Aber in seinem Gesicht war genug zu lesen. Und sie konnte es ihm nicht verdenken. Fühlte sie doch nur zu gut, wie ihm das fehlte. Er brauchte nun einmal solche Anregungen. Sie würde ihm zu Gefallen ja auch mitgegangen sein, aber sie konnte wirklich nicht. Sie kämpfte mit aller Kraft an gegen dieses Versagen ihrer Nerven, aber vergeblich. Die körperliche Schlassheit machte alle ihre Energie zuschanden. Aber sie wollte nicht, daß er so darunter litt, und darum bat sie jetzt:

„Heinz, komm einmal her, bitte.“

Er kam, aber langsam nur, immer noch Schatten auf der Stirn. Sie nahm seine Hand, als er nun bei ihr stand.

„Geh doch, jetzt und auch heute abend. Ich bitte dich ernstlich darum. Es bedrückt mich wie eine Schuld, daß ich so gar nicht mehr mit kann und dir bloß noch wie eine Last anhänge.“

Er machte eine halbe Bewegung.

„Ja, ja — es ist so, Heinz. Ich weiß es wohl. Und darum tu mir den Gefallen, geh du wenigstens aus dem Haus. Ich verdanke es dir ganz gewiß nicht.“

Ihr Zureden klärte seine Miene wieder auf. Er setzte sich zu ihr auf das Lager.

Wie gut du bist!

Und er strich ihr über die Wangen. Mühte ihr auch die Kissen zurecht, daß sie bequemer lag.

Sie dankte ihm mit einem Lächeln. Aber in diesem stillen Lächeln lag all das Weh, das nie mehr stumm wurde in ihr. Und sie empfand auch die Tragik dieses Augenblicks. Da mühte er sich, zart und gut zu ihr zu sein; aber es war eben ein Mühen. Er fühlte wohl, genau so wie sie selber, sie konnten einander nichts mehr vorkäuschen, mit noch so viel bester Absicht — was da einmal zerstört war, es ging nicht mehr zu heilen.

„Was das nur sein mag mit dir?“ Heinz sagte es nun. Aber mehr, um nur etwas zu sprechen. „Ich werde einmal zum Doktor schicken.“

„Nein, keinen Arzt!“ bat sie. Wohl hatte sie selber schon manchmal gedacht, es waren da so allerlei Symptome — aber sie mochte nicht darüber reden. Und so fügte sie denn zu seiner Beruhigung hinzu: „Es wird schon von selber wieder werden. Daß es nur erst wieder Frühling, Sommer sein. Im Winter hab ich manchmal, auch früher schon, solche Anwandlungen gehabt. Mir fehlt eben die Sonne.“

Sie sagte es nur so hin, aber er griff es gern auf.

„Ja, das mag es vielleicht sein. Wir hatten ja auch einen geradezu abscheulichen Winter. Immer grau und trübe.“

Gerda lächelte wieder ihr stilles Lächeln und nickte leise. Und nun drückte sie seine Hand.

„Also muß du den ersten schönen Tag aus, Heinz. Fahr in den Grunewald, rasch! eh' die Sonne weggeht.“

Da zog er die Uhr.

„Allerdings, es lohnte sich noch — auch zu Pferd. Wo du doch nicht mitwilst. Wenn ich mir den Gaul gleich bestelle — also, ich soll wirklich?“

„Ja, wirklich! Telephonier' nur sofort den Tatterfall an.“

Gut, so reit' ich aus!“

Er küßte ihr dankbar die Hand und ging davon, mit nun wieder belebter Haltung.

Gerda blickte ihm nach.

Reiten — wie gern hatte sie das früher auch getan! Nun war ihr selbst das gleichgültig geworden. Gab es überhaupt noch etwas, das ihr Freude machte?

„Du, Klaus, kommt da nicht Kyllburg?“

Und Astrid machte ihren Mann auf einen Offizier aufmerksam, der eben in den Nebensaal eingetreten war. Sie befanden sich in der „Traube“, wo sie heute einmal nach allerlei Besorgungen in der Stadt ihr Mittagsmahl einnahmen.

Klaus Petersen blickte hinüber.

„Ja, du scheinst recht zu haben.“

„So hol' ihn doch her! Da können wir ihn ja gleich mal fragen.“

Ihr Gatte ging und kam in der Tat mit Kyllburg wieder. Aber es war etwas Befangenes in seinem Wesen, und er sagte bereits bei der Begrüßung:

„Sie müssen mich aber gleich wieder entschuldigen, meine gnädige Frau. Ich sagte es eben schon Ihrem Herrn Gemahl, ich wollte mich eigentlich nur nach einem Bekannten umsehen, mit dem ich hier sonst zu essen pflege. Aber heut muß ich gleich wieder fort.“

„Na, einen Moment werden Sie doch wenigstens für uns haben, nachdem Sie schon neulich so ausgerissen sind. Warten Sie nur!“

Und Astrid drohte ihm scherzend.

Kyllburg lächelte etwas gezwungen.

„Ja, ich bedarf freilich Ihrer Nachsicht, meine gnädige Frau. Doch ich hoffe auf einen Generalpardon.“

Klaus Petersen hatte dem Gast inzwischen ein Glas Wein eingeschenkt und trank ihm nun zu. Auch Astrid nippte an ihrem Römer, dann aber wandte sie sich wieder an Kyllburg:

„Sagen Sie, ist es denn wirklich wahr? Sie wollen nach Afrika? Wir trafen vor ein paar Tagen Geheimrat Linden aus dem Kolonialamt, und der erzählte uns davon, Sie wollten hinaus.“

Kyllburg bejahte. Seine Züge waren wieder ernst.

„Aber wie kommen Sie denn nur darauf? Zur Schutztruppe!“

Er ging nur auf das letzte Wort ein.

„Doch nicht zur Schutztruppe. Da haben Sie Linden wohl nicht ganz richtig verstanden, gnädige Frau. Mein Besuch — denn nur um ein solches handelt es sich ja einzuweisen erst — geht auf Uebernahme in die Verwaltung. Als stellvertretender Bezirkshauptmann zunächst. Doch mühte natürlich erst eine Einarbeitung beim Gouvernement vorangehen; in Dar-es-Salam vermutlich.“

„Also, Sie wollen wirklich raus!“ staunte Astrid und wiederholte noch einmal die Frage von vorhin. „Aber wie sind Sie denn bloß darauf gekommen?“

„Gott, meine gnädige Frau —“ er zuckte die Achseln und sagte es so leicht hin — „wie das so geht. Ich habe mich im Grunde schon lange mit dem Gedanken getragen. So ganz im stillen. Es liegt ja schließlich auch nahe. Wer weiß, wie's einem mal glückt. Und so langsam die Ochsentour mitmachen, bis man dann glücklich beim Major und Bezirksoffizier landet — ich weiß nicht, da ziehe ich mir doch schließlich so was vor. Man kann da wirklich noch etwas leisten.“

„Da haben Sie so unrecht nicht,“ stimmte Petersen zu. „Aber, wann geht's denn nun raus?“

„Ein paar Monate wird's unter allen Umständen wohl noch dauern. Ich habe zwar gute Empfehlungen, doch bis das so seinen Instanzweg geht —“

„Ja, ja,“ nickte Klaus, und sie sprachen noch ein paar Worte weiter darüber. Dann erhob sich Kyllburg.

„Es tut mir leid, meine Herrschaften, aber, wie gesagt, meine Zeit ist herum.“

„Wie schade!“ Astrid rief es. „Ich hätte so gern noch Näheres von Ihnen gehört. Wissen Sie was? Kommen Sie heute nachmittag zu mir zum Tee. Gerda ist auch da. Die wird es ja gleichfalls riesig interessieren.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Entstehung der Frühlingschwermut.

Ein Kapitel aus der Geschichte des deutschen Naturgefühls.

Von Dr. Paul Landau.

Der Begriff der „Frühlingschwermut“, einer melancholischen Stimmung, die im Frühjahr besonders heftig auftritt, ist der modernen Psychologie und Psychiatrie als eine nervös-pathologische Erscheinung bekannt. Jedoch nicht nur als ein fest umgrenztes Krankheitsbild, sondern auch als ein allgemeines, dem gesunden

Seite durchaus nicht fremdes Gefühl zeigt sich dies Phänomen; ja, es ist sogar zu einem wichtigen Zug in dem Frühlingsempfinden des Menschen unserer Tage geworden. In den Jubel über das Wiedererwachen der Natur, in das Glück des jungen, überall keimenden und sprühenden Lebens mischte sich eine fast unbewußte Trübung und Dämpfung, eine schmerzliche Sehnsucht, eine müde Dumpsheit, eine Depression, in die man sich sogar mit einer gewissen Lust vergraben und vertiefen kann; jedenfalls entwickelt sich so eine Gemütslage, die dadurch charakterisiert wird, daß für sie keine bestimmten Gründe vorhanden sind, daß sie inhaltslos und gestaltlos, gleichsam aus dem Nichts, emporwächst und nur in der Dahreszeit ihre seelischen Wurzeln hat.

Traurige Menschen hat es freilich auch im Frühling gegeben, so lange die Welt steht. Immerhin galt es doch als etwas Sonderbares und Auffälliges im deutschen Mittelalter, wenn einer im „wonniglichen Maien“ ein trauriges Gesicht machte. Im Winter, in der freude- und lichtlosen, kalten und öden Zeit, da war das Greinen und Klagen am Platz, aber im Lenz? Reinmar von Zweter fragt gelegentlich solch einen Narren, der in der Maienmonne und unter der bunten Blütenpracht weint, ganz geradezu, ob er von Sinnen sei. Frühling und Freude gehören nun einmal zusammen, so wie Frühling und Liebe. Wer jedoch kein Lieb hat, der empfindet doppelt schwer sein Leid, wenn alles in der Natur von Wonne und Glück widerhallt. „Es mahnen mich die lichten Tage meiner alten sehrenden Klage“, sing Meinloh von Sevelingen oder ein anderer: „O weh! daß mir bei lichten wonniglichen Tagen kein Sommer an dem Herzen wird“. Er muß die schöne Zeit ungenutzt verstreichen lassen, deshalb meint er: „Der Mai hat mannigfaltige Blüte, so hab ich Sorge mannigfalt“. Diesen Gegensatz zwischen Natur und Herz, diese Qual des Entbehrenden mitten in all der Schönheit hat wohl am ergreifendsten der kaiserliche Minnesänger Heinrich ausgedrückt in leidenschaftlichem Pathos:

„Ich klage Dir, Maien, ich klage Dir, Sommertonne,
Ich klage Dir, lichte Heide breit,
Ich klage Dir, Augen brechender Klee,
Ich klage Dir, grüner Wald, ich klage Dir, Sonne,
Ich klage Dir, Venus, sehendes Leid,
Daß mir die Liebe tut so weh!“

Es ist gewiß keine Frühlingssehnsucht im modernen Sinne, die zu solchen Ausbrüchen des Schmerzes im Minnegefang führt. Aber daß der Unglückliche sein Leid besonders stark fühlt, wenn die Welt, gleichsam ihm zum Hohne, ihr Festtagskleid anlegt, hat natürlich einen Keim zu allgemeinerer Melancholie ins menschliche Herz gelegt. Selbst ohne bestimmten Anlaß zum Kummer wird in sensiblen Naturen dieser Kontrast zur Landschaft, und damit ein Gefühl des Fremd- und Verlassenheits in der so ganz anders gestimmten Welt austauschen. Wenn auch im Mittelalter sich derartig ungewisse Zwielftsstimmungen der Seele noch nicht hervorwagten, so bringt doch das religiöse Element, das in der Lyrik, der eigentlichen Bekenntnispoesie, immer stärker sich regt, bereits eine viel schwärmerische unflorenere Sehnsucht in das Frühlingsgefühl. Der Mai ist zwar gekommen, so trauern geistliche Lieder des 14. und 15. Jahrhunderts, und die Natur hat Freude; wo aber bleibt für die Seele der „geistliche Maien“ und wo die „ewige Freude“? Aus der irdischen Verklüftung des Lenzes sehnte sich der Fromme nach dem himmlischen Paradies, in dem erst „der wahre Frühling“ anbricht. Diese dunkel getragene Melodie heigern Poeten des 17. Jahrhunderts zu schluchzenden Tränenarien. Friedrich von Speer, der liebliche Sänger frühlingshafter Anmut, magt bei den reizenden Naturbildern, die seine Verse malen, nicht zu verweilen. Immer wieder richtet sich sein klagernder Blick voll Verlangen auf Christus; nach ihm girt seine Sehnsucht, wie der Zauber nach dem „Turkeltaubelein“.

„Was nützt mir dann schöne Zeit,
Was Schein und Glanz der Sonne?
Was Bäum', gar lieblich ausgebreit?
Was Klang der klaren Brunnen? ...
Nur ich, o Jesu, bin allein
Mit kerem Leid umgeben,
Nur ich muß stets in Schmerzen sein,
Weil nit mit Dir kann leben ...“

Alles jubiliert und freut sich:
„Nur Pein und Qual
Bei mir zumal
Dat überhand genommen.“

Ebenso findet Angelus Silesius' „Geistliche Seelenlust“ im irdischen Frühling kein Verlangen und wendet sich in unbefriedigter Trauer zu jenem seligen Jenseits-Glück, das nicht den Fluch der Vergänglichkeit und des Todes auch in der höchsten Blüte in sich trägt. Die Dichter sehen nur als echter Kinder des Barocks, das so gern in einem Stillleben blühender Blumen den Totenschädel aufstellt, im erwachenden Leben schon das künftige Sterben; aus dem „Paradies der Erdenlust“ droht bereits mit höchstem Grinsen „Der Sünde Schädelstätte“. Besonders der Königsberger Dichterkreis ergeht sich in solch pessimistischen Be-

trachtungen, die über menschliche Schwachheit jammern. Tiere und Pflanzen sind glücklich im Lenz, meint Robert Robertin.

„Ein jedes Tier kann sattsamlich
Sein Herzbegehren stillen,
Der Mensch allein verwirret sich
In wandelbare Grillen.“

Der Mensch, der keinen Augenblick
An einem Wunsch kann kleben,
Wirbt nur um einen Woberstrich
Und tödt' sein eigen Leben.“

Soldh mütterlichem Gejammer, das aus einer unfreien Welt und persönlichem Mißgeschick der arg geplagten Menschen nach dem 30jährigen Kriege hervorbrach, machte der neue Geist eines feierlichen Pathos, den Klopstock in die Dichtung einführte, mit einem Schlage ein Ende. Durch seine hymnenhaft großartige „Frühlingsfeier“ entdeckt der Schöpfer des „Messias“ in dem in Gewitter und Sturm über die Erde rasenden Frühling ein ganz neues religiöses Gefühl heiligen Grauens und anbetender Verehrung, das wie Werther und Lotte Taufende mitempfinden. Seine Nachahmer suchten das Erhabene und Strenge der Frühlingsnatur auf, und ein Uz ruft sich selbst, wenn er ins Tändelnde und Idyllische verfällt, streng zum Ernst zurück. Die sentimentale Note wird immer stärker und macht Ewald Kleists berühmten „Frühling“ zu einem eher traurigen als fröhlichen Gedicht, in dem die Sehnsucht nach Frieden und Stille alle hellen Töne dämpft und ein Seufzer nach der letzten Ruhe melancholisch am Schluß steht. Gewaltig muß sich der schwermütige Hauptmann dazu zwingen, den Frühling mit helleren Augen anzublicken, und er bricht dann in Verse aus, wie:

„Wohin verführt mich der Schmerz?
Weicht, weicht ihr traurigen Vieder!“

Die Empfindsamkeit weckt ja überhaupt grade im Frühling trübe Gedanken. Das alte Minnesinger-Gefühl von der Qual der Sehnsucht, die in der Zeit der Erfüllung und der Freude in der Natur um so schmerzhafter ausbricht, lebt hier in einer viel innerlicheren und gesteigerter Form wieder auf. Der früh dem Tode geweihte Hölty ist der bezeichnendste Sänger dieser empfindsamen Frühlingssehnsucht.

„Wenn der silberne Mond durch die Gesträuche blüht
Und sein schlummerndes Licht über den Rasen geußt,
Und die Nachtigall stödet,
Wandle ich traurig von Busch zu Busch.
Ueberhallet von Laub, girret ein Taubenpaar
Sein Entzünden mir vor; aber ich wende mich,
Suche dunkle Schatten auf
Und die einsame Träne rinnt.“

„Hölty, dein Freund, der Frühling ist gekommen!
Klagend irt er im Haine, Dich zu finden.“

hat Venau an seinem Grabe gesungen, und wirklich hat Hölty die Wonne und Reizmut des Lenzes so rein ausgeloket, wie kein Dichter vor ihm. Seine Melancholie wird aus der Einsamkeit des unruhigen Blutes geboren; sie ist aber nicht etwa gegenstandslos, sondern wurzelt in einem sehrenden Liebesempfinden, wie es platter und berber sein Haingenosse Miller, der „Siegwart“-Dichter und eigentliche Herold der Empfindsamkeit, ausdrückt:

„Aber ich wandelte traurig einher,
Fühlte die Frieden des Frühlings nicht mehr,
Blühte darnieder,
Blumen und Lieber.
Waren dem liebenden Jüngling zuwider.“

Immer blasser und matter wird dies Gefühl bei Matthiesson und den Nachfahren des Göttinger Rusenalmannachs. Aufgelöst in sanfte Müdigkeit, von geheimem Sehnen die Brust erfüllt, verfenkt sich die Seele in den Frühling; die Träne bebt, Philomela klagt. Unter schweigenden Cypressen will der Liebende mit der Geliebten ruhen, „allein geehrt von der Freunde Tränen, bis Elysiums stille Hütten uns umfassen.“ Das Empfinden ist bereits so aller wirklichen Elemente entkleidet, daß der Dichter erstaunt fragt:

„Warum flieht mich der Natur
Sanftes Gefühl? Ist unschmackhaft jede schuldlose
Sonst gewünschte Freude?
Was entbeht die Träne? Und wann fühlte
Je dies geheime Sehnen die volle Brust?“

Um die moderne Frühlingssehnsucht entstehen zu lassen, mußte sich aber mit diesem Ueberschwang der abklingenden Sentimentalität noch die mystische Dumpsheit der Romantik verbinden. Das unklare Empfinden von einer heiligen Weibestunde der Natur, da nach Novalis „ein neues Reich beginnt: Der lockre Staub wird zum Gesträuch, der Baum nimmt tierische Gebärden, das Tier soll gar zum Menschen werden,“ zwingt den Menschen hinein in die Allgewalt der Schöpfung, macht den Frühling zu einem „wunderbaren Traum von Liebe, Gegenliebe, heiligem Leben“. Dieser Pantheismus umfängt die Seele mit einem unbewußten, auf nichts Bestimmtes gerichteten Trauergefühl. Es ist nicht mehr enttäuschte Liebe oder Bewußtsein der Sündhaftigkeit und Vergänglichkeit, nicht Verlassenheit oder Sehnsucht, sondern ein völlig inhaltsleeres, ein geradezu körperliches Gefühl,

Wohl mit zuerst ganz deutlich und klar ausgesprochen wird es von dem als Dichter ganz unbedeutenden, als Goethes Freund aber noch heute fortlebenden Nikolaus Meyer, der in dem Musenalmanach von Bernheimen 1803 ein Gedicht „Frühling“ veröffentlichte, das beginnt:

„Der Frühling ist gekommen
Herunter zum wallenden See;
Doch will mir alles nicht frommen,
Es ist mir im Herzen so weh!“

Der Refrain kehrt dann immer wieder, in den letzten Strophen als behändige Frage:

„O sagt mir, gaukelnde Wellen,
Auf sanft sich Kräuselndem See,
O sagt, ihr gaukelnden Wellen,
Warum mir im Herzen so weh?“

Der einst so geliebte Frühling wird nun den Dichtern zu einer unsäglich Qual. Das düstere Grauen, das ein Tiet und Brentano der gewaltigen Mutter Erde gegenüber empfanden, Schellings Wehruf über den stummen Gram im Anblick der Welt, sie gipfeln in dem Vers Justinus Kerners: „Schmerz ist der Grundton der Natur!“ Auch die Dichter, die die heitersten Frühlinglieder singen können, werden plötzlich von diesem Weh überfallen. Eichendorff muß ohne allen Grund bitterlich weinen in der Frühlingmondnacht und Venau schildert „des holden Frühling's Todesstunde“. Statt eines Blühens ist er ihm ein Welken: „Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin, Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen“. Seine aber steht in „des Frühling's trauriger Luft“ eine bacchantische Raserei, eine krankhafte Verklärung, einen graufigen Wahn, der den Sinn düster verwirrt:

„Ernst ist der Frühling, seine Träume
Sind traurig; jede Blume schaut
Von Schmerz bewegt, es hebt geheime
Behnut im Nachtigallenlaut!“

Überall blickt uns nun die Frühlingssehnsucht mit traurigen Augen aus Gedichten und Äußerungen der Menschen des 19. Jahrhunderts entgegen, jene vage trübe Stimmung, von der Otto Ludwig sagt: „Ich bin nicht froh, nicht traurig, gesund nicht und nicht krank.“ Ja, sogar der Lenz selbst leidet an Frühlingsmelancholie, wenn ihn die moderne Lyrik malt, etwa in dem Gedicht Schaukals:

„Frühling, wie bist du überall,
Du Fremdling mit den blassen Wangen,
Mit Schritten ohne Widerhall
Du süßer Traurigkeit gegangen!“

Vermischtes.

— Das Salz. Die Bedeutung des Salzes für unsere Nahrung ist heute allgemein anerkannt. Eine schmackhafte Kost kann nach dem landläufigen Urteil eines gewissen Kochsalzzusatzes nicht entzogen. Und doch gibt es Völker, die dieses Würz- und Bemüßmittel gar nicht kennen und es geradezu verabscheuen. Bei den ungebildeten Eskimos ist, so schreibt der Führer der kanadischen Nordpolarexpedition Stefansson nach einem Berichte hierüber in der „Medizinischen Klinik“, die Abneigung gegen das Salz so ausgeprägt, daß der leiseste Salzgeschmack in Speisen, den wir noch gar nicht wahrnehmen könnten, diesen Leuten schon Unbehagen verursachen würde. Und hier war es, so erzählt Stefansson, wo ich den eigentlichen Wert des Salzes kennen lernte. Die Eskimos sind nämlich ungeheuerliche Freßer und können einen als Gäste geradezu arm essen. Besonders die „Blonden Eskimos“ am Coronation Golf haben mir damit arg zugesetzt. Ich machte mir daher ihren Widerwillen gegen Salz gehörig zunutze. Kam nämlich eine Schar dieser Freßer zu mir und machte Miene, bei mir mahlszeiten zu wollen, so hatte ich nichts weiter zu tun, als den Speisen das kleinste bißchen Salz hinzuzutun. Da schüttelten sie sich wie im Fieber und liefen davon. So wurde ich sie los, ohne direkt das Gastrecht gegen sie zu verletzen. Es war höchst lustig, zu sehen, wie solch ein Gast, wenn er das Salz schmeckte, sich plötzlich besann, daß er nach Hause müsse, wo seine Squaw mit dem Mittagessen auf ihn warte. — Stefansson selbst lernte auf seinen Fahrten auf den Salzgenuß ganz verzichten. Freilich ist es nach seinen Erfahrungen mindestens ebenso schwer, sich den Salzgenuß wie das Rauchen abzugewöhnen. Ist man allerdings erst einmal einen Monat ohne Salz ausgekommen, so empfindet man den drängenden Hunger danach gar nicht mehr. Ja, nach längerer Zeit der Abgewöhnung macht man plötzlich die Entdeckung, daß Speisen weit besser schmecken, wenn sie kein Salz enthalten, und daß in Salzwasser gekochtes Fleisch einem direkt zuwider ist.

* Unbedacht. Ein Mann, der in London lebt, begegnet zufällig dem Geistlichen seines Heimatdorfes und fragt ihn nach verschiedenen alten Bekannten aus. „Und der alte Mr. Jones? Haben Sie ihn kürzlich gesehen?“ Der Geistliche schüttelt den Kopf.

„Ich werde ihn nie wiedersehen,“ sagt er ernst, „Mr. Jones ist zum Himmel gefahren!“

* Ja so! „Warum wollen Sie gehen, Mirna?“ „Es ist mir zuviel Arbeit, Nabam, ich bin's gewohnt, daß sich die Frau mehr betätigt — aber Sie lassen sich ja bedienen, als wenn Sie früher selber Diensthote gewesen wären.“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Rosenwörter. Schon in den geschichtlich für uns erreichbaren ältesten Zeiten unseres Volkstums sehen wir, wie an Stelle der vollen Personennamen gern Rosenamen eintreten; man denke an den Westgotenbischof, der den Namen Wulfila führte, eine Rosenform zu dem Vollnamen mit Wulf (= Wolf, an Wulhart u. a. Nach neueren Untersuchungen haben alle unsere Rosenformen ihren Ursprung bei diesen Eigennamen. Auch Gattungsnamen gewinnen so eben etwas den Eigennamen Verwandtes. Der Mensch rückt sich auch gewaltige Naturerscheinungen durch derartige Sprachformen unendlich näher und versteht mit ihnen wie mit seinesgleichen. So nennt der Schweizer einen mächtigen Berg ein Vergli und ein schweres Donnerwetter ein Wetterli, und der Drieler, der höchste Berg der östereichischen Alpen, heißt eigentlich Drille, d. h. Spitzlein. Wir sehen bei jeder Volkssprache eine ausgesprochene Vorliebe für solche Rosenwörter, die immer etwas Trauliches, Gemütliches an sich tragen. Man denke nur an Rosenwörter wie alemannisch: Bubi, Vetti, Tierli, österreichisch: Diendl, Schnadahüpfli, schleife Wadel, Gänseblemel, moselkränklich: Bliemcher, Gickelcher, weisfälisch: Väckstes, Engelles u. a. Daher liebt auch die deutsche Bergmannssprache Ausdrücke wie Reislein, Klütlein u. a. So nennt der Bergmann Körnchen von edlem Metall Neuglein, eine kleine Sanduhr Sandseigerlein, eine Spreize, an der die Fahrt, d. h. die Leiter, mittels eiserner Bänder befestigt wird, Kröschel, das Haus, in dem ein Bergjunge auf das Schlagen der Uhr acht geben mußte, damit rechtzeitig Schicht gemacht wurde, Dorchhäusel u. ä. Auch die bekannten Parzer „Vogelhaisel“ mit ihren Kanarienvögeln gehören hierher. Junne (Essen).

Glückauf in die Welt!

Wandervogellied von Casar Flaishen.

Ueber die Berge
mit fliegenden Fahnen,
flammende Sonne
im blauen Gezelt,
jubelt der Frühling
wie Glockengeläute
strebhaft sein helles
Glückauf! in die Welt.

Und wir horchen und wir greifen
Rock und Rängel von der Wand,
Stock und Sturmhut, Band und Schleifen,
und mit Lauten gehr's und Pfeifen,
hollahe! ins grüne Land.

Jugend des Jahres
und Jugend des Lebens,
freude-geflügelt
und frohmüt-geschwellt...
wo wir hinkommen,
da stehen die Leute,
freu'n sich und grüßen;
Glückauf in die Welt!

Und so liegt vor uns das Leben
festlich-schön und kraft-gestimmt,
und wir jauchzen ihm entgegen,
und zu Sonne wird und Segen,
was es gibt und was es nimmt.

Und wenn wir selber
einst lebhaft geworden,
die Liebste geholt und
ein Haus uns bestellt,
stehen auch wir dann
und grüßen die Jugend,
die so vorbeizieht:
Glückauf in die Welt!

Magisches Zahlenquadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sollen die Ziffern
81 258 643 917
viertel derart eingetragen werden, daß die Summe der Zahlen in jeder der senkrechten, wagerechten und Diagonalreihen stets 1899 beträgt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
F l a m m e, L a m m.